



Der Mut
verfolgter
Christen im
Nahen Osten

IM ANGESICHT DES **TODES**

Tom Doyle
Greg Webster

BRUNNEN

OpenDoors

Tom Doyle/Greg Webster

Im Angesicht des Todes

Der Mut verfolgter Christen im Nahen Osten

Brunnen Verlag/Open Doors

Tom Doyle arbeitete 20 Jahre als Pastor in den USA, bevor er für 11 Jahre in den Nahen Osten und nach Zentralasien ging. Er ist häufiger Referent zu den Themen Israel, Nahostkonflikt und Herausforderungen durch den Islam.

Greg Webster ist Theologe, Journalist und Koautor mehrerer Bücher. 2013 erschien ihr erstes gemeinsames Buch: „Träume und Visionen – Wie Muslime heute Jesus erfahren“. (Brunnen Verlag Gießen, 5. Auflage 2015)

Die amerikanische Originalausgabe erschien unter dem Titel „Killing Christians – Living the Faith Where It’s Not Safe to Believe“ bei Thomas Nelson, Nashville/Tennessee, bei W Publishing Group, einem Imprint von Thomas Nelson. Alle Rechte vorbehalten.

Die Lizenzausgabe wurde veröffentlicht aufgrund einer Vereinbarung mit Thomas Nelson in der Verlagsgruppe HarperCollins Christian Publishing, Inc.

© 2015 by Tom Doyle

Deutsch von Dr. Friedemann Lux



© der deutschen Ausgabe: Brunnen Verlag Gießen 2015

www.brunnen-verlag.de

Umschlagfotos: : Oleg Zabielin, CHOATphotographer (shutterstock)

Umschlaggestaltung: Olaf Johannson, spoon design

Satz: DTP Brunnen

Druck: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

ISBN 978-3-7655-4272-5

*Für alle Christen, die in Gefängnis,
Verfolgung oder Gefahr sind*

Piraten in Somalia

Der Somalier schaute zu dem Sarg hinunter, der zu seinen Füßen auf der offenen Ladefläche des Lkws lag. Der Laster rumpelte nach Westen, Richtung Kenia. Ein Schlagloch unter dem linken Vorderrad ließ dem Mann das Gewehr vom Schoß rutschen. Er packte den Lauf, legte die Waffe wieder zurecht, verzog spöttisch den Mund und drehte den Kopf von der makabren Ladung weg. Es half natürlich nichts, außer der psychologischen Wirkung, diesem elenden Job nicht ganz ausgeliefert zu sein. Der Gestank von dem verwesenden Leichnam umgab den Lkw wie eine unsichtbare Dunstglocke. Eine Stunde noch ... Er fragte sich, wie er das schaffen sollte. Was er brauchte, war ein Zwischenstopp zum Mittagsgebet. Der Mann schielte zurück zu der mannsgroßen Kiste.

Im Sarg kämpfte Azzam Azziz Mubarak gegen seinen Würgereiz an. Der drei Tage alte Leichnam über ihm drückte auf die Brust des blinden Passagiers. Jeder Atemzug erforderte nicht nur Kraft, sondern auch den bewussten Entschluss, die Nasenlöcher davon zu überzeugen, dass sie diese Verwesungsluft brauchten. Das Ende des Leichentuchs pellte sich von Azzams schweißgetränkter Wange ab, als er den Kopf zur Seite drehte, um mehr Raum zum Atmen zu finden. Er bewegte das linke Bein – der einzige Teil seines Körpers, der nicht unter der Leiche lag. Gut, dass der Verstorbene nur ein Bein gehabt hatte. Er hatte das zweite ohne Zweifel vermisst; Azzam war dankbar für seine Abwesenheit, die das Gewicht, das auf ihm lag, etwas erträglicher machte.

Wenn das so weitergeht, bin ich erstickt, bevor wir an der Grenze sind ...

Der Lebende im Sarg hob mühsam den Kopf. Er presste den Hinterkopf gegen das Ende der Kiste, um sich (und den Toten über ihm) abzustützen, dann drückte er mit seinem rechten Zeigefinger vorsichtig gegen den Deckel und hob ihn einen Fingerbreit hoch. Das grelle Tageslicht, das durch die Öffnung blitzte, ließ ihn die Augen zusammenkneifen. Er schielte zu dem Mann mit dem Gewehr hin, der dieses gerade wieder auf seinem Schoß zurechtlegte. Er schaute nach, ob die Waffe gesichert war, dann drehte er den Kopf zur Fahrerkabine hin, um mit dem Fahrer zu reden. Azzam schnappte die Worte „Mittag“ und „Gebet“ auf. Der Wagen schwenkte an den Straßenrand, wo er mit einem Ruck zum Stillstand kam.

Azzam zog den Sargdeckel geräuschlos wieder zu. Der Laster bebte, als der Wächter über die Ladefläche kletterte. Die Fahrertür knallte zu und die Stimmen der beiden Männer wurden leiser, als sie zu einer Ansammlung von Bretterbuden gingen, die vielleicht hundert Meter weiter rechts standen.

Kaum waren sie weg, befreite Azzam Arme, Oberkörper und Kopf vom Gewicht des Toten, stützte sich auf dem rechten Ellbogen ab, drückte mit der linken Hand den Sargdeckel nach oben und schob den Kopf vorsichtig in die Mittagsluft. Gegen den Gestank, den er die letzten Stunden eingeatmet hatte, wirkte sie wie eine frische Brise in den Bergen. Von einem offenen Feuer vor einer der Hütten kam der Duft gebackenen Brotes. Jetzt etwas essen können! Aber das ging natürlich nicht.

Sollte er die Gelegenheit nutzen, um sich aus dem Staub zu machen und den Rest der Strecke zu Fuß zu gehen? Nein,

besser nicht, es war noch zu weit zur Grenze. Selbst mit dem Lastwagen wäre er erst bei Einbruch der Nacht in Kenia.

Er lehnte sich im Sarg zurück, den Deckel weiter angehoben, um so viel Luft wie möglich hereinzulassen, ein Auge wachsam auf die Bretterbuden gerichtet, um die Rückkehr seiner Chauffeure nicht zu verpassen. Halb liegend, halb sitzend dachte er über die bizarre Lage nach, in der er sich befand. Was für eine verrückte Welt, in der die sicherste Methode zu reisen darin bestand, in einem Sarg unter der Leiche zu liegen! Es war das bevorzugte Transportmittel der Bibelschmuggler, eine genial verrückte Art, muslimische Fahrer für das Evangelium arbeiten zu lassen. Kein Anhänger Allahs wagte es, einen Sarg zu öffnen, geschweige denn die Leiche hochzuheben, um zu sehen, was sich darunter befand. Das Berühren von Toten war zwar nicht direkt eine Sünde, aber die somalischen Muslime waren abergläubisch und hielten von Leichen respektvollen Abstand.

In Särgen konnte man Bibeln zu den Christen in Somalia schmuggeln, und Christen, die in Lebensgefahr waren (als ob sie nicht *alle* in Lebensgefahr wären!), konnten nach Kenia entkommen. Bis jetzt war kein Einziger erwischt worden, aber mehr als einmal hatten in dem Sarg, als er endlich seinen Bestimmungsort erreichte, *zwei* Leichen gelegen. Azzam nahm sich vor, dass ihm das nicht passieren würde, auch nicht auf der Rückfahrt, wenn er in ein, zwei Wochen die nächsten Bibeln nach Somalia bringen würde.

Er hörte die Stimmen der beiden Männer, bevor er sah, wie sie um die Ecke der am nächsten gelegenen Hütte kamen. Es klang, als ob sie sich stritten; warum, konnte er nicht verstehen. Er sog ein letztes Mal die frische Luft ein, schloss den Deckel und streckte sich wieder in der Finsternis seines selbst gewählten Gefängnisses aus. Bis jetzt verstand er immer noch

nicht ganz, wie sein Leben diese Wendung hatte nehmen können.

Ein paar Monate zuvor hatte Azzam geistlichen Rat gebraucht.

„Der Mann, den du in deinen Träumen siehst, ist der Teufel! Höre nicht auf ihn!“

Azzam stand schweigend da, während Imam Hussein Mohammad ihn abkanzelte. Mehrere Minuten lang machte das geistliche Oberhaupt des Dorfes es Azzam klar, was er von seiner Geschichte hielt. „Diese ‚Visionen‘, oder wie du das nennst, sind falsch! Alle! Wie oft muss ich mir diesen Dreck noch anhören von den Leuten? Lass dich nicht in die Irre führen! Komm wieder, wenn du einen Traum vom Großen Propheten hast!“

„Aber ich hab jetzt schon *sieben* Visionen von diesem Mann gehabt, der sich Jesus nennt! Warum kommen die immer wieder? Was will er mir sagen?“

Die Antwort war ein Fausthieb in Azzams Gesicht, dass er rücklings auf die Schuhe fiel, die die Gläubigen am Eingang der Moschee abgestellt hatten. Die Augen des Geistlichen schossen Blitze auf den unglücklichen Fragesteller. Die Menschen im Inneren der Moschee waren mit dem Freitagsgebet beschäftigt, und niemand bemerkte den halb Bewusstlosen, der da plötzlich mitten zwischen den Schuhen lag.

Wie durch einen dicken Vorhang hörte Azzam die Gebete im Inneren der Moschee. Reglos und mit geschlossenen Augen lag er da, bis der Imam sich umdrehte und zu den Gläubigen ging. Noch halb benommen, rappelte Azzam sich hoch und kroch buchstäblich zur Tür. *Was wäre passiert, wenn ich ihm auch noch gesagt hätte, dass ich die letzte Vision hier in der Moschee hatte?* Er zwang sich auf die Füße und trat ins helle Sonnenlicht hinaus, um langsam nach

Hause zu gehen. *Dann wäre ich jetzt wahrscheinlich ein toter Mann.*

Er stakste in sein Zimmer. Was er jetzt brauchte, war sein Bett. Aber halt – was war das? Er blieb in der Tür stehen, eine Schulter an den Rahmen gelehnt, und starrte auf sein Bett. „Das gibt’s doch nicht ...“, flüsterte er. Auf dem Bett lag ein vielleicht neunzig Zentimeter langes hölzernes Kreuz. Es war blutverschmiert.

„Wer hat das da hingetan? Das ist bestimmt eine Falle! Wenn mein Vater das sieht ... Wenn irgendjemand das sieht ...“

„*Mein Blut ist noch frisch genug für dich, Azzam.*“ Azzam fuhr zusammen, sein Blick eilte hastig nach oben und durch das Zimmer. Er kannte diese Stimme gut, er hatte sie oft genug gehört. Jesus. Er sprach so laut, dass jeder im Haus es hören konnte. Azzam schaute wieder auf sein Bett, das jetzt ganz von Blut bedeckt war.

Seine Schockstarre löste sich abrupt. Er drehte sich um und rannte zu seiner Mutter, die in der Küche stand und nichts bemerkt zu haben schien. Er packte ihren Arm und zog sie in sein Zimmer. Sein jüngerer Bruder, Hadsch, folgte dicht hinterher.

„Mutter! Wer hat dieses Kreuz auf mein Bett getan?“

„Was für ein Kreuz? Azzam, hast du den Verstand verloren? Da ist nichts auf deinem Bett.“ Sie zeigte auf die Matratze. „Aber wo kommt dieser Blutgeruch her? Hast du dich schon wieder geprügelt? Hast du jemanden umgebracht?“

Obwohl Hadsch zwei Jahre jünger war als Azzam, war er bereits ein kräftiger junger Mann. Er packte Azzam am Hemd, warf ihn zu Boden und trat seinem abtrünnigen Bruder ins Gesicht. „Warte, das sag ich Vater, dann werden wir mal sehen ...“ Er drehte sich um und stürmte aus dem Zimmer.

Azzam sah seine Mutter an. „Mutter, Jesus war wieder hier! Du glaubst mir doch, oder? Du *musst* mir glauben. Warum sollte ich so was erfinden? Hast du ihn nicht gehört?“

Rawia Mubarak schaute ihrem Ältesten fest in die Augen. „Geh, Sohn, und komm nicht wieder.“

Azzam war auf der Stelle losgegangen und fast ohne Pause die vierzig Kilometer zu einem Dorf gelaufen, wo es Freunde gab, die ihn beschützen würden. Es war schon einiges nach Mitternacht, als er dort ankam. Jetzt, drei Wochen später, wusste sein Vater sicher ungefähr, wo er war. Doch da lag Azzam falsch; sein Vater wusste nicht *ungefähr*, wo er war, er wusste es *genau*. Vor einem so erfahrenen und geschickten Warlord und Piraten wie Mubarak Senior konnte sich niemand lange verstecken, der in seinem Machtbereich lebte und den er suchte.

„Paket für Azzam Mubarak!“ Die Stimme kam von draußen. Azzam öffnete die Tür des sicheren Hauses, wo er lebte.

Der Mann draußen senkte die Stimme und sagte ernst: „Von Ihrem Vater.“

Azzam starrte den Fremden an, dann das große Paket, das er auf den Boden gestellt hatte. Der Paketkurier trat einen Schritt zurück.

Azzam sagte, halb zu ihm, halb zu sich selbst: „Von meinem Vater? Warum?“ Sein Blick ging an den Häusern gegenüber entlang. Das Dorf war ungewöhnlich still, niemand war auf der Straße. War das hier eine Falle? Vielleicht eine Paketbombe? Oder würden, sobald er das Paket hochhob, Piraten um die Ecke stürmen und ihm ihre Messer in den Bauch stoßen?

Azzam blinzelte, zweimal, dreimal, wog die Möglichkeiten ab. *Oder hat mein Vater eingelenkt und das hier ist ein Friedens-*

angebot? Er hat ja mal gesagt, dass ich sein Nachfolger werden sollte. Vielleicht will er mir eine zweite Chance geben. Azzam hatte bereits bewiesen, dass er zum Piraten taugte. Vielleicht wollte ihn sein Vater als Junior-Warlord willkommen heißen.

Er trat zu dem Paket. Der Kurier trat noch einen Schritt zurück. Azzam kniete sich hin, legte die Hände an beide Seiten des Pakets und schüttelte es vorsichtig. Es fühlte sich schwer an, aber es klapperte nichts. Was da drinnen war, schien eher etwas Weiches zu sein und keine Bombe. Er öffnete den Karton.

Der Anblick des Inhalts traf ihn wie ein Blitzschlag. Sein Kopf zuckte unwillkürlich zurück. In einer durchsichtigen Plastiktüte lagen menschliche Körperteile, eine schmierige Masse aus Blut und braunem Fleisch. Azzams Mutter.

Vergeltung und Rache waren unter somalischen Warlords das Normalste der Welt, aber dass sein eigener Vater seine Mutter zerstückelte, weil sie Azzam geholfen hatte zu entkommen, war selbst für einen abgehärteten jungen Nachwuchspiraten undenkbar gewesen. Und wie um die grausame Hinrichtung noch zu betonen, lag auf dem Beutel mit den menschlichen Überresten ein Foto, das Azzams Mutter zeigte, wie sie weinend vor zwei Männern kniete, die bereits ihre Messer erhoben hatten. Azzam kannte die Männer. Mahdi und Jasin hatten also die Exekution übernommen. Sie hatten ihren Job gut gemacht.

Am unteren Rand des Fotos stand in der Handschrift von Azzams Vater geschrieben: „Wenn du versuchst, deine Mutter in Somalia zu beerdigen, werden wir sie ausgraben und Hunde mit ihr füttern.“

Am folgenden Tag schaffte Azzam die Leiche seiner Mutter an die Küste und versenkte sie im Meer.

Kreis. Drei. Rechts. Strich.

An dem Tag, an dem er das Paket seines Vaters öffnete, endete Azzam Mubaraks Leben als Pirat. Kurz darauf begann sein Leben als mutiger Jünger dessen, der – wie er nun wusste – mehr war als nur ein großer Prophet. Der mutige Sohn eines Warlords ging mit festen Schritten die staubige Dorfstraße entlang. Ein Dutzend Augen lasen seine Handsignale, ohne sich etwas anmerken zu lassen.

Eine Viertelstunde danach versammelten sich zwölf Personen in einem der Häuser des Dorfes. Drei klopfen nacheinander an der Hintertür an. Mehrere andere kletterten durch ein Fenster in der Nordwand des Hauses, die übrigen durch das Fenster in der Südwand. Keiner benutzte die Haustür. Dies war das zweite Treffen somalischer Christen in diesem Dorf sechzehn Kilometer südlich von Mogadischu, das bis vor zwei Monaten zu hundert Prozent muslimisch gewesen war.

Jetzt verbrachte Azzam, der Leiter der Gruppe, viele Nächte damit, die Fragen der anderen zu beantworten und ihnen die Geschichte des mysteriösen Blutkreuzes auf seinem Bett zu erzählen. Schon nach der ersten dieser Zusammenkünfte hatten die frisch gebackenen Christen einen horrenden Preis zahlen müssen. Azzam war nichts passiert, aber sechs der anderen waren binnen einer Woche nach dem Treffen grausam hingerichtet worden. Mitten in der Nacht hatte man sie aus ihren Lehmhäusern herausgeholt, die Todesurteile verkündet und sie geköpft – öffentlich, damit das ganze Dorf es mitbekam und jeder wusste: *Bei uns ist Jesus nicht willkommen.*

Aber er war prompt zurückgekommen. Jetzt saßen zwölf neue Christen schweigend im Raum, während Azzam ihnen die Handsignale erklärte. „Kreis‘ bedeutet *Treffen*. ‚Drei‘ be-

deutet *das dritte Haus*. ‚Rechts‘ ist die Richtung. Und ‚Strich‘ bedeutet *so bald wie möglich*.“

Dann schlug er die einzige Bibel im Dorf, ja wahrscheinlich in der ganzen Provinz auf und las: „Selig sind, die da geistlich arm sind; denn ihrer ist das Himmelreich. Selig sind, die da Leid tragen; denn sie sollen getröstet werden“ (Matthäus 5,3-4).

Lächeln auf mehreren Gesichtern; es waren Verwandte der Hingerichteten. Sie trugen Leid, aber sie wollten so gerne die gleiche Freude haben, die ihre Angehörigen gehabt hatten – selbst wenn das hieß, dass sie hier auf der Erde nur noch ein paar Tage hätten. Mehrere Minuten lang sagte niemand etwas.

Dschabar brach das Schweigen. „Azzam, warum hat deine Mutter dir befohlen zu gehen? Hättest du dich nicht wehren können?“

Azzam hatte dieser neuen Gruppe noch nicht seine ganze Geschichte erzählt. Er sah Dschabar fest an. „Das ist der alte Weg, Dschabar. Ich wusste, dass ich gehen musste. Du kennst meinen Vater; für ihn ist sein Geschäft alles. Ein Warlord, der so viel Macht hat wie er, kann sich einen Christen als Sohn nicht leisten. Er hätte mich vielleicht nicht selber getötet, aber tot wäre ich jetzt. Er hätte mir seine Piraten auf den Hals gehetzt, die ihm gehorcht hätten, ohne mit der Wimper zu zucken. Das ist ihre Pflicht, ihre *Religion*. Und das wusste meine Mutter und sie wollte mich retten. Sie suchen mich immer noch und werden nicht aufgeben – *halal*, ihr wisst schon.¹ Als meine Mutter mir befahl zu gehen, war es das letzte Mal, dass ich sie gesehen habe.“ Und er erzählte seinen schockierten Zuhörern von dem Paket.

¹ Das arabische Wort *halal* („erlaubt“) steht für Dinge, die nach islamischem Recht erlaubt sind – u.a. auch Ehrenmorde.

„Aber wir hier haben einander“, fuhr er fort. „Ihr seid jetzt meine Familie. Jesus hat jeden von uns gerufen, wie ein Hirte seine Schafe ruft. Ihr habt das ja selber erlebt. Ihr habt seine Stimme gehört – einige von euch buchstäblich – und auf seinen Ruf geantwortet. Denkt daran, was Jesus uns gesagt hat: ‚Es wird aber ein Bruder den andern dem Tod preisgeben und der Vater den Sohn‘“ (Matthäus 10,21).

Azzam schaute in die noch ernster gewordenen Gesichter. „Aber reden wir von etwas anderem. Morgen werde ich das Land verlassen.“

„Waas?“, rief Dschabar aus. „Warum denn das?“ Die anderen zuckten zusammen; jemand legte die Hand auf den Mund des Mannes, der da gerade viel zu laut gesprochen hatte.

Azzam legte den Zeigefinger auf seine Lippen. Nur eine leise Versammlung war eine sichere Versammlung. „Der Feind schleicht herum. Er zieht die Schlinge fester, wie ein Henker. Aber wir sind keine Verbrecher. Jesus hat uns frei gemacht. Er verurteilt uns nicht; das tun nur die, die ihn hasen.“

Ich gehe nach Kenia. Dort gibt es Bibeln. Ich bin von Christen kontaktiert worden, die bereit sind, uns welche zu schenken.“ Er unterbrach sich und musterte die Gesichter. „Meine Reise wird eine Woche dauern, vielleicht auch länger, aber wenn ich wieder zurück bin, wird jeder von euch eine Bibel haben – eine kleine, die ihr leicht verstecken könnt.“

Wir müssen uns mit dem Wort Gottes bewaffnen. Lernt so viel auswendig, wie ihr könnt, und dann gebt eure Bibeln an andere weiter, die auf sie warten. Wir müssen stärker werden, denn unser Kampf wird noch härter werden. Viel härter.“

Dschabar schaute Azzam traurig an. „Du wirst ein toter Mann sein, bevor du die Grenze erreichst“, flüsterte er.

„Vielleicht, Dschabar. Aber ich habe einen Plan.“

Der Lastwagen rumpelte zurück auf die Straße, um seine Fahrt nach Kenia fortzusetzen. Bis jetzt war Azzams Plan perfekt verlaufen. Er schob sich lächelnd unter der Leiche zurecht.

Zwei Wochen und eine zweite Fahrt in einem Sarg später war Azzam wieder zu Hause.

Kreis. Sieben. Links. Strich.

Diesmal war es Dschabar, der scheinbar ziellos die Dorfstraße entlangging. Er unterdrückte ein Lächeln. Keine zehn Minuten später saßen zwölf Christen auf dem Fußboden eines neuen Versammlungsraumes. Eine Stunde lang beteten sie voller Leidenschaft – viele für Azzams Sicherheit.

Ein Geräusch an der Hintertür. Die Gebete verstummten abrupt, die Köpfe drehten sich herum. Was würde jetzt kommen? Langsam ging die Tür auf. Azzam trat in den Raum und stellte einen Karton auf den Fußboden. Ein Dutzend erleichteter Freunde im Glauben stürzten sich auf den zurückgekehrten Leiter der Gruppe, um ihn zu umarmen.

„Es sind gebrauchte Bibeln. Unsere kenianischen Brüder und Schwestern haben sie jahrelang gelesen. Ihr hättet ihre Freude sehen sollen, als sie sie mir gaben. Sie schicken sie euch mit ihren besten Grüßen.“

Eine weitere Stunde lang Gebete. Und Freudentränen über jede der Bibeln. Schließlich beendete Azzam das Treffen. Sie waren schon viel zu lange zusammen gewesen. Einer nach dem anderen schlüpfte sie nach draußen.

Zwei junge Männer stolzierten die Dorfstraße entlang. Sie unterhielten sich so angeregt über ihre neuesten Freundinnen, dass sie den Mann zuerst gar nicht bemerkten, der gute zehn Meter vor ihnen zwischen zwei Häusern auf die Straße glitt. Mahdis und Jasins Gespräch verstummte jedoch abrupt,

als sie plötzlich sahen, wer der Mann war: Azzam Mubarak. Ausgerechnet.

„Ich weiß, was ihr mit meiner Mutter gemacht habt.“

„Azzam, wir hatten keine Wahl. Wir wollten das nicht, aber dein Vater hat es befohlen. Er hat gesagt, wenn wir es nicht machen ...“ Mahdis rechte Hand ging langsam hinter seinen Rücken.

„Ich weiß das mit meinem Vater.“ Azzam fixierte die beiden Mörder. „Ich bin nicht gekommen, um mich zu rächen.“ Er machte eine bedeutungsvolle Pause. „Sondern um euch zu vergeben.“

Die beiden sahen kurz einander an, dann wieder den Mann, der da vor ihnen stand. *Was* sagte der da?

Azzam fuhr fort: „Ihr müsst wissen, dass ich euch liebe und für euch beide gebetet habe, seit ich euch auf diesem Foto mit meiner Mutter gesehen habe. Jesus hat mein Herz mit Barmherzigkeit für euch erfüllt. Ihr braucht ihn genau so, wie ich ihn gebraucht habe. Er kann selbst Mördern vergeben. Seine Liebe ist größer als alles, was ihr getan habt.“

Das war das erste Mal, dass die drei sich seit Azzams Flucht begegneten. Es gab noch mehrere weitere Treffen (alle spätabends); dann, überwältigt von Azzams Glaubenszeugnis, übergaben die beiden Piraten Mahdi und Jasin ihr Leben einem Heiland, der vergibt. Fürs Erste erzählten die beiden neuen Christen und Azzam niemandem etwas davon.

Die Handsignale am Nachmittag riefen die kleine Gemeinde auf, sich um Mitternacht zu treffen. Man hatte aufgehört, sich jeweils sofort zu treffen, um keinen unnötigen Verdacht zu erregen. Alle saßen sie da, als Azzam kam.

Dschabar japste auf, als der Leiter der Gruppe durch die

Haustür hereinkam. Die Gespräche im Raum verstummten abrupt. Hinter Azzam Mubarak standen Mahdi und Jasin.

Azzam sah die ängstlichen Blicke seiner Freunde. Seine linke Hand zeigte auf die beiden anderen in der Tür. „Mahdi und Jasin gehören jetzt zu uns. Jesus hat ihnen vergeben.“

Azzam verstummte. Mit einem langsam breiter werdenden Lächeln wartete er auf die Reaktion der anderen. Niemand sagte etwas, aber alle fragten sie sich dasselbe: Wie konnte Azzam die Männer anlächeln, die seine Mutter wie ein Tier abgeschlachtet hatten? Wie konnte er auch nur neben ihnen stehen? Er musste doch an Rache denken ...

Mahdi brach das Schweigen. „In meiner Religion gab es keine Vergebungsgewissheit – weder von Gott noch von anderen Menschen. Als Jasin und ich letzte Woche plötzlich Azzam auf der Straße sahen, hab ich als Erstes nach meinem Messer gegriffen, denn er konnte ja wohl nur *einen* Grund dafür haben, plötzlich vor uns aufzutauchen: dass er uns beide umbringen wollte, um seine Mutter zu rächen und zu ehren.

Aber was er dann sagte, hat uns beide umgehauen. Wir konnten es schier nicht glauben: Er vergab uns einfach ... so was hatte ich im Leben noch nicht gehört.“

Mahdi brach ab und schaute auf den Boden. Dann, den Blick wieder auf die anderen gerichtet, fuhr er fort: „Worte der Vergebung – wie oft habe ich mich in meinem Leben danach gesehnt! Dass Azzam Mördern wie uns vergeben hat und uns sagt, dass er uns liebt ... es ist ... unglaublich.“ Mahdis Kopf sank wieder nach unten.

Jasin übernahm die Fortsetzung ihrer Geschichte. „Die letzte Woche haben wir drei uns heimlich nachts getroffen. Azzam hat uns gezeigt, dass Jesus selbst den schlimmsten Übeltätern vergeben kann. Mose hat jemanden totgeschla-

gen, und Paulus hat Christen ans Messer geliefert, aber Gott hat auch ihnen vergeben und ihr Leben neu gemacht. Wir können es immer noch kaum glauben, aber wir wissen: Es ist wahr.

Jesus hat selbst das vergeben, was wir als Piraten gemacht haben. Unser Leben war Stehlen und Morden. Nur Jesus konnte uns das vergeben und nur er konnte es auch Azzam ins Herz legen, uns zu vergeben. Mahdi und ich ... tja, wir sind jetzt Christen, und darum ist Friede zwischen uns. Zwischen Azzam und uns. Und euch allen.“

Jasin sah Madhi an. Der fügte hinzu: „Wir haben auch gesehen, dass Jesus Bruder Azzam eine ungewöhnliche Erkenntnis gegeben hat. Er hat ein inneres Auge für Dinge, die der Herr ihm zeigt.“

Mahdi legte einen Arm um Azzams Schulter. Dschabars Augen wurden noch größer.

„Azzam spürte, dass da noch mehr sein musste mit seiner Mutter. Tief in seinem Herzen hatte er etwas gehofft, das er einfach wissen musste. Und er hat recht gehabt. Wir haben es ihm gesagt. Als wir sie töteten, waren ihre letzten Worte: ‚Jesus, ich liebe dich.‘“

Eine Botschaft von Azzam

Mein Leben als Christ war nie lange frei von schweren Prüfungen. Doch inmitten dieser Prüfungen habe ich die Macht von Jesus erlebt. Ich habe schließlich herausgefunden, dass meine Mutter zur gleichen Zeit wie ich Träume von Jesus hatte. Als sie jünger war, war sie einer Missionarin begegnet, die sie in die Bibel einführte, und die Geschichten und Bibelverse sind in ihrem Herzen geblieben.

Wenn ich meine Mutter etwas fragen könnte, dann wäre es dieses: „Mutter, hast du das Kreuz auf meinem Bett an jenem Tag wirklich nicht gesehen?“ Sie hatte weiter keine Worte gemacht, hatte mir einfach befohlen zu gehen, weil sie Angst um mein Leben hatte.

Ich habe Mahdi und Jasin im Glauben unterwiesen und sie arbeiten jetzt beide im Untergrund für den Herrn. Allein unser Herr Jesus konnte in seiner großen Gnade meinen brennenden Hass auf sie, die Mörder meiner Mutter, aus meinem Herzen wegnehmen.

Ich bin jetzt seit fünfzehn Jahren Christ. Als ich heiratete, war meiner Frau klar, dass wir kein normales Leben führen würden. Sie sagte mir: „Azzam, wir werden in ständiger Gefahr leben, bis zu dem Tag, an dem wir als Märtyrer für Christus sterben. Aber ich werde diesen Weg freudig mit dir mitgehen.“

Als Märtyrer für Christus sterben! Was für eine furchtlose Dienerin Gottes! Ich bin mehr als gesegnet, dass eine Frau wie sie meine Lebenspartnerin ist.

Unser Sohn Hakeem ist bereits dreimal von Piraten entführt worden. Sie versuchen, Jungen zu indoktrinieren und zu Piraten zu machen – bei Hakeem ohne Erfolg. Gott hat ihn uns jedes Mal zurückgegeben.

Gewöhnliche Menschen reisen bei uns zu Fuß, mit dem Esel oder mit dem Bus. Ich benutze nach wie vor Särge; das ist die einzige Möglichkeit, Bibeln für die Christen zu bekommen. Es ist irgendwie lustig: Gott benutzt Särge, um neues Leben nach Somalia zu bringen! Durch die Bibel werden die Untergrundchristen – von denen es inzwischen viele gibt – in das Bild unseres Erlösers verwandelt.

Als Pirat war ich risikofreudig und das hat sich in meiner Tätigkeit als Untergrundmissionar nicht geändert. Das Horn

von Afrika ist eine üble Gegend. Der Satan herrscht dort in vielen Familien, in der Obrigkeit, im Schulwesen und natürlich im Islam. Er bekämpft uns auf Schritt und Tritt, aber was er uns auch an Knüppeln zwischen die Beine wirft, Gott benutzt es für sein Reich.

Die *Geduld* ist eine Frucht des Geistes Gottes, die ich nur mühsam gelernt habe, aber sehr zu schätzen weiß. Wenn Sie jemand sind, der gern aufs Ganze geht, ist die Versuchung groß, einfach draufloszugehen und die Dinge in die eigene Hand zu nehmen. Aber oft ist das nicht Gottes Methode. Jesus hat mich in die Schule des Wartens genommen – des Wartens auf ihn.

Durch verschiedene Prüfungen habe ich Geduld gelernt. Prüfungen sind dafür da, uns zu testen. Kaum haben wir die eine hinter uns, wartet schon die nächste.

Doch Prüfungen sind auch ein Tempel für den Christen. Sie zwingen uns dazu, innezuhalten und uns vor Gott niederzuwerfen. In der Prüfung sind wir mit Jesus allein. Im 23. Psalm heißt es: „Und geht es auch durch dunkle Täler ...“ (aus Vers 4). Irgendwann ist die Prüfung zu Ende, aber diese Begegnung mit Christus hat uns für immer verändert; wir sind nicht mehr dieselben. Wie schlimm es auch kommt: Wenn wir treu weitergehen, werden wir den Lohn der Treue ernten.

Der leidende Christ ist wie der alttestamentliche Hohepriester im Allerheiligsten. Wir Menschen neigen zu Eile, doch der Tempel ist kein Ort für Eile. Der alttestamentliche Priester tat sein Werk im Allerheiligsten mit aller Sorgfalt, weil er nur ein Mal im Jahr die Gelegenheit dazu hatte. Jede Sekunde dort im Tempel war heilig, und der, der zu diesem Dienst erwählt worden war, wusste, welch eine Ehre es war, dieses Opfer vor dem lebendigen Gott darzubringen.

So wie der Hohepriester damals sollten auch wir heute sein – geduldig in dem, wozu Gott uns berufen hat, und Menschen, denen es eine Ehre ist, sich selbst Gott als Opfer hinzugeben. Die Begegnung mit Christus im Leiden ist ein heiliger, von Gott selbst verordneter Dienst im Allerheiligsten. Wenn dieser Dienst zu Ihnen kommt, betrachten Sie es als hohe Ehre, ihn tun zu dürfen. Seien Sie nicht hastig. Warten Sie auf den Herrn. Er ist bei Ihnen, so wie er bei David war, als dieser die majestätischen Worte schrieb: „... fürchte ich mich nicht, denn du, Herr, bist bei mir“ (Psalm 23,4). Kann es einen besseren Ort geben?

Denken Sie in Ihren Gebeten an uns hier in Somalia. Wir senden Ihnen unsere Liebe in Christus.

Gratisbibeln in der Moschee in Mossul

Ich dachte, der Schiefe Turm von Pisa steht in Italien. Kichernd betrachtete Schukri Hananija, seine Augen mit der Hand beschattend, das fast neunhundert Jahre alte Al-Habda-Minarett der Großen Al-Nuri-Moschee in Mossul (Nordirak). In einer Biegung, die fast vom Sockel bis zur Spitze reichte, glich es einem im permanenten Südwind emporgewachsenen Baum und ragte an die fünfzig Meter hoch in den azurblauen Himmel. Die Kuppel hatte die Farbe eines von Jahrhunderten Wüstensonne ausgebleichten Knochens, der übrige Turm war in sieben horizontale Streifen in unterschiedlichen Hellbrauntönen gegliedert. Mindestens eine ganze Minute startete Schukri zu dem schiefen Turm hoch. „Sieht wie ’ne Banane aus“, sagte er laut zu sich selbst.

Ein Imam, der gerade vorbeiging, riss ihn aus seinem Selbstgespräch. Ohne anzuhalten, gab er ihm die offenbar übliche Erklärung für die Neigung des Turmes. „Das Minarett verneigt sich vor dem Propheten Mohammed!“

Meint der das ernst? Schukri hatte den Eindruck, dass die Antwort „Ja“ war, und verkniff sich weitere Kommentare, bis der Imam sich mehrere Schritte von ihm entfernt hatte. Dann murmelte er: „Das ist die schlechteste Ausrede für Pfusch am Bau, die ich je gehört habe.“

Es war das erste Mal, dass Schukri den legendären Turm sah, aber er wusste, dass es nicht das letzte Mal sein würde. Er war gewissermaßen dienstlich in Mossul. Vor mehreren Wochen hatte Gott ihm gezeigt, dass seine Zeit in seiner Heimatstadt Falludscha abgelaufen war und dass er und seine Frau

Chadidscha nach Mossul umziehen sollten, um dieser Stadt das Evangelium zu bringen. Den ganzen nächsten Monat würde er die Stadt zu Fuß erkunden, für sie beten und fasten und so ihren Umzug vorbereiten. Schukri freute sich, dass Gott ihm einen so eindeutigen Auftrag gegeben hatte. Aber ihm war auch klar, dass in diesem neuen Leben, das vor ihm lag, ein anderer Wind wehen würde als bisher.

Noch vor wenigen Jahren war Schukri die reinste Stimmungskanone gewesen. Trotz Krieg, Terror und der allgemeinen Gewalt des Alltags in Falludscha war Schukri immer für einen Witz gut gewesen.

„Wir Iraker sind total verrückt“, hatte er einmal in einem Café dem Vertreter irgendeiner nichtstaatlichen Hilfsorganisation gesagt. „Wir haben das Leben unter Saddam Hussein gehasst. Wir haben ihn überhaupt nicht gemocht. Aber das muss man ihm lassen: Unter ihm herrschte Ordnung im Land, es gab Regeln, und wenn einer gegen die Regeln verstieß, hatte das Konsequenzen, und zwar drastische.“

Der Ausländer hatte genickt und dabei über Schukris Offenheit geschmunzelt. Der, froh, einen Zuhörer zu haben, fuhr fort: „Wir brauchen das, denn wir Iraker sind ein aufmüpfiges Volk – schon immer gewesen! Mal ganz ehrlich: Wenn Falludscha von der Landkarte verschwinden und jemand das ganze Gesocks, das hier wohnt, auf den Mond schießen würde, der Irak wäre ein viel sichereres Land. Ich muss es wissen, ich hab mein ganzes Leben hier gewohnt.“

Der Ausländer fand, dass Schukri mehr wie ein Iraner als wie ein Iraker klang.

Wenn seine unverfroren ehrlichen Meinungsäußerungen nicht reichten, seine Zuhörer zum Kichern zu bringen, griff Schukri auf seinen scheinbar endlosen Vorrat an politischen Witzen zurück. Er war süchtig danach, andere zum Lachen

zu bringen; das war seine Droge, die ihn in der gewalttätigen Nachbarstadt von Bagdad überleben ließ.

Diese Überlebensstrategie kam bei den Menschen gut an. Wer Schukri kennenlernte, wurde sofort sein Freund; selbst seine Frau staunte immer wieder, wie viele Menschen die Bekanntschaft mit ihrem Mann suchten. In einem Land, wo der religiöse Hass die ganze Gesellschaft durchdringt, hasste Schukri niemanden, ob er nun Muslim oder Christ, Sunnit oder Schiit, fundamentalistisch oder säkular war. Und er hielt sich etwas darauf zugute, mit allen gut auszukommen. Seine Freunde lobten ihn in den höchsten Tönen: „So jemand wie Schukri findest du kein zweites Mal! Wenn er je eine Audienz bei Saddam Hussein bekommen hätte, der hätte sich auf dem Teppich gerollt vor Lachen.“ Oder: „An Schukri ist ein Politiker verloren gegangen, aber ein richtiger! Alle lieben ihn.“

Auf dem schlüpfrigen Parkett der Religion wahrte der unterhaltsame Iraker sein Gleichgewicht, indem er Gott für sich persönlich für bedeutungslos hielt. An Gott zu glauben war absurd. Was hatte die Religion denn seinem Heimatland gebracht? Sie war doch schuld an den ganzen Kriegen im Nahen Osten, an all dem Terror, der das Leben so unerträglich machte! Selbst viele von Saddam Husseins Morden waren im Namen der Religion erfolgt.

Und dann das Märchen von der „Einheit“ des Irak! Dank der „Gläubigen“ gab es im Land drei unterschiedliche religiöse Kulturen, die jegliche Schritte in Richtung Einheit sabotierten: Die Sunniten, die Schiiten und die Kurden. In dem einst so stolzen Babylonien brachten die Muslime sich zu Tausenden gegenseitig um. Und wozu? Um zu beweisen, wer den Koran am wörtlichsten befolgte? Oder den Propheten Mohammed mehr liebte? Bei dem bloßen Gedanken wollte Schukri übel werden.

Aber er behielt das, was er dachte, so für sich, dass selbst Chadidscha ihn jahrelang für einen „Gläubigen“ hielt. Bis die überzeugte Muslimin ihn eines Tages zur Rede stellte: „Nicht wahr, du glaubst nicht mehr an den Islam?“

Nicht mehr? Schukri war sich nicht sicher, ob er jemals wirklich an den Islam geglaubt hatte. Aber wie sein persönlicher Glaube, der ihm so viele Freundschaften ermöglicht hatte, auch aussah – an jenem Abend im Haus seines guten Freundes Omar wurde alles anders.

Omar hatte Schukri eingeladen. Schukri wusste schon nicht mehr, seit wann er Omar kannte, aber besucht hatte er ihn noch nie. Bestimmt war Omar das auch aufgestoßen, und jetzt wollte er seinen Mangel an Gastfreundschaft durch einen gemütlichen Abend wiedergutmachen. So dachte Schukri. Doch da lag er falsch. Aber lesen wir, was er später im Kreise von ein paar neuen Freunden berichtete:

Als ich in das Haus trat, saßen zwei Dutzend Leute im Wohnzimmer, die alle lächelten. Ich fragte: „Omar, was macht ihr hier?“ Ich hatte das dumme Gefühl, gerade in einer heimlichen Gebetsversammlung gelandet zu sein.

Omar sagte: „Schukri, bitte bleib doch ein paar Minuten hier. Ich möchte dir meine Freunde vorstellen.“

Ich hatte große Lust, mich umzudrehen und gleich wieder zu gehen, aber etwas hielt mich fest, trotz des Knotens in meinem Magen. Ich hatte Moscheen erlebt – und auch ein paar Kirchen –, wo die Leute nur ihre Rituale abspulten und nur deshalb kamen, weil man das von ihnen erwartete. Aber diese Menschen hier waren anders. Mag sein, dass es hirnerkrankt von ihnen war, ausgerechnet in Falludscha einen christlichen Gottesdienst abzuhalten, aber es war keine Show, es war Ernst. Was die hier machten, konnte sie das Leben kosten. Man ris-

kiert nicht seinen Kopf für etwas, von dem man nicht überzeugt ist. Und so blieb ich.

Ich hatte noch nie eine solche Liebe und Annahme erlebt wie in dieser Gebetsversammlung. Wildfremde fragten mich, wie es meiner Familie ging: Wie schafft ihr das, mit all dieser Gewalt, die unsere Stadt einen Abend nach dem anderen in die Nachrichten bringt? Braucht ihr etwas?

Nein, sie bearbeiteten mich nicht, „einer von ihnen“ zu werden. Sie zeigten mir einfach, dass ich ihnen wichtig war. Doch dann erwischte mich doch noch einer. Unvermittelt fragte er mich: „Wenn du Gott um etwas bitten könntest, was wäre das?“

Mein erster Gedanke war, dass ich mich nicht würdig fühlte, Gott um etwas zu bitten – vor allem, da ich doch gar nicht mehr an ihn glaubte. Das musste doch wohl einer Majestätsbeleidigung gleichkommen.

Aber der Mann ließ nicht locker. „Schukri, wir verlangen nicht von dir, dass du dasselbe glaubst wie wir. Aber *wenn* du an Gott glaubtest, um was würdest du ihn dann bitten?“

Ich überlegte und murmelte die beste Antwort, die mir einfiel: „Also, wenn ich an Gott glaubte und einen Wunsch frei hätte, würde ich ihn wahrscheinlich bitten, unserem Land Frieden zu bringen.“

Mein Gegenüber nickte. „Ja, das wünscht sich wohl jeder denkende Mensch auf unserem Planeten.“

Ich war erleichtert, dass meine Antwort ihm zu gefallen schien, aber dann kam der nächste Hammer: „Schukri, es ist prima, dass du das Beste für unser Land willst, aber wenn du Gott um etwas *für dich persönlich* bitten könntest, was wäre das?“

Spielte der Mann die gute Fee, bei der man drei Wünsche frei hat? Aber nein, es war ihm vollkommen ernst. Und dann merkte ich, was die Antwort meines Herzens war, und ich musste schlu-

cken, als ich sie aussprach: „Ich ... würde Gott bitten, mir zu zeigen, wie ich so beten kann wie ihr.“ Ich schaute in die Reihe der Gesichter vor mir und nickte. „Ja, das wäre meine Bitte.“ Verlegen senkte ich den Kopf.

Als ich ihn wieder hob, hielten alle im Raum die Hände zu mir ausgestreckt und sie beteten mit einer Leidenschaft, wie ich es noch nie erlebt hatte, so, als ob sie wirklich glaubten, dass da einer war, der ihre Gebete – und *meine* Bitte! – hörte. In einem Land, wo die Menschen nicht mehr wissen, an was sie glauben sollen, glaubten diese Menschen von ganzem Herzen, dass Gott meine Bitte erhören würde.

Ich spürte, wie mir Tränen über die Wangen liefen. Meine Sitznachbarn legten die Hände auf meine Schultern. Da brachen bei mir die Dämme und ich begann, haltlos zu weinen.

Als sie fertig gebetet hatten (und ich fertig geweint hatte), fiel mir etwas auf, was mir beim Betreten des Raumes entgangen war. Die Menschen, die hier für mich beteten, kamen aus christlichen wie aus muslimischen Kreisen. Was sie hier machten, schien überhaupt nichts mit *Religion* zu tun zu haben. Sie sprachen nicht über Religion, sie sprachen über Jesus. Das musste ich Chadidscha sagen, wenn ich nach Hause kam!